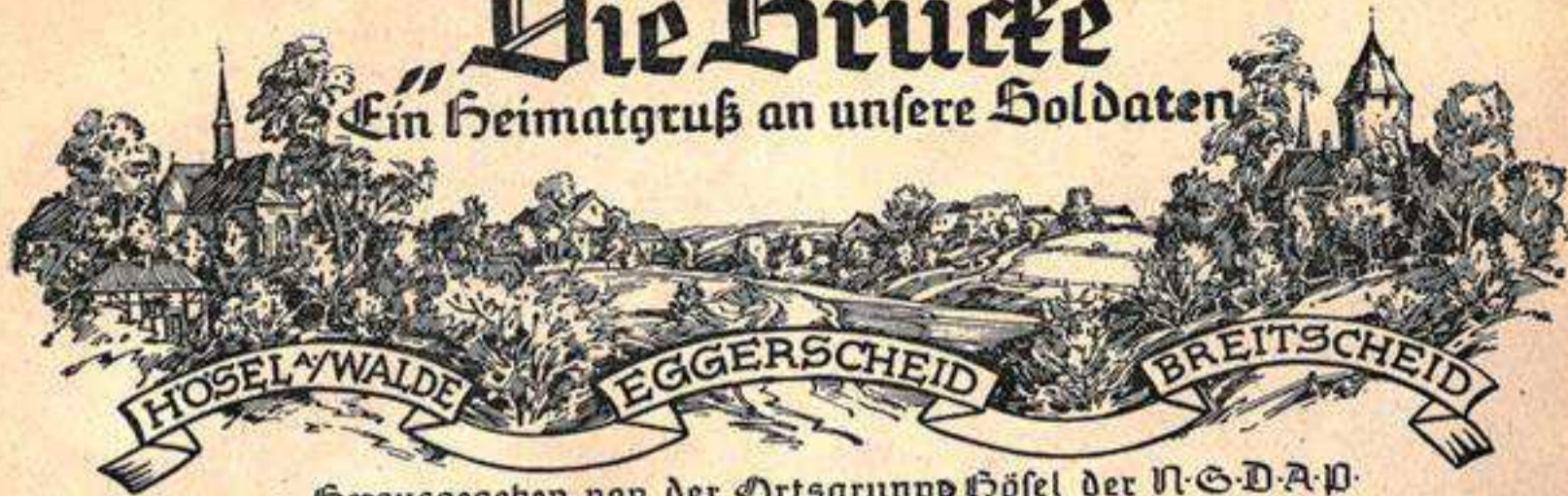


„Die Brücke“

Ein Heimatgruß an unsere Soldaten



Herausgegeben von der Ortsgruppe Hösel der N.-S.-D.-A.-P.

Nr. 6

Februar 1944

Altes aus Eggerscheidt

Wer von Euch weiß etwa nicht, daß Eggerscheidt einen Dom hat? Na! — Zumindesten die Eggerscheidter wissen es, und sind stolz darauf; er ist ja man arg klein, und ist auch eigentlich kein Dom, sondern ein Brandspritzenhaus, das gleichzeitig als Litfaßsäule dient, aber immerhin — Dom ist Dom!



BURG GRAEFGENSTEIN

Die Bewohner von Eggerscheidt waren im Mittelalter Hörige der Ritter von Gräfenstein, die auf einer Burg, deren Reste heute noch in dem gleichnamigen alten Hof „Burg Gräfenstein“, der unweit des eigentlichen Dorfes auf dem Rande der steil abfallenden Angertalhöhe liegt, enthalten sind, saßen. Daß die Eggerscheidter Dörfler damals Hörige waren, geht hervor aus dem Namen des Gutes Garm (soviel wie: Gaddum). Dort versammelten sich die hörigen Frauen, um für die Ritterfamilie auf der Burg aus Flachs Garn zu spinnen. Die Raubritter von Gräfenstein waren, wie die meisten ihrer Art, damals keine feinen Leute; das waren robuste Burschen wie die ganze Zeit damals, und handelten treu und bieder als Schnappsäcke nach dem Spruch:

Rauben und Plündern ist keine Schand,
Das tun die Besten im ganzen Land!

Mal brannten sie ein paar Höfe nieder, die der ritterlichen Konkurrenz oder irgendeinem Stift gehörten, und trieben den Bauern das Vieh weg, mal hingen sie einen Juden an seinem besten Halse auf, nachdem sie ihn gründlich enteignet hatten, aber meist lauerten sie den dicken Kaufherren auf, die da mit gespickten Börsen, feinen Tuchen und köstlichem Geschmeide die alte Heerstraße von Köln über Düsseldorf, Ratingen und Hösel, das damals Huyssel hieß, gegen Essen und weiter in das Westfälische zogen. Hier bei uns in Hösel sind noch die Kettwiger- und Kohlstraße Teile dieses alten Handelsweges. Kohlstraße heißt sie nicht etwa deswegen, weil ich hier Kohl rede, sondern weil früher auf ihr Kohlen auf Pferdefuhrwerken ins Angertal hinuntergebracht wurden, wo die Familie Stinshoff von Bruchhausen Kalköfen betrieb, die heute noch in der Nähe der „Eule“ zu sehen sind.

Doch zurück zu den Edlen von Gräfenstein, die das so lange trieben, bis es den Kölnern, Düsseldorfern und Ratingern denn doch zu dumm wurde. Sie kamen eines schönen Tages mit Roß und Reisigen, mit dicken Karthaunen und schossen den Kotten in Klump! Dann zogen sie schwer befriedigt ab und hinterließen den Eggerscheidter Bauern, die ihrem Schöpfer auf den Knien dankten, daß sie den Blutsauger los waren, die niedergebrannte Burg zur Nachlese. Die machten sich denn auch flugs auf, um noch zu erwischen, was zu kriegen war, und siehe da, sie zogen u. a. auch aus den Trümmern den Edlen von Gräfenstein hervor, der da halbtot wie eine angesengte Krähe im Mist lag. Das war Euch vielleicht ein Fang! Sie haben ihn natürlich nicht mit Samtpfoten angefaßt, sondern wollten ihn hinmachen, und stritten nun miteinander, wie. Der eine war mehr fürs Totschlagen, die anderen wollten den Edlen, wie er es so oft mit andern getan hatte, an seinem besten Halse aufhängen. Wie immer, wenn zwei sich streiten, lachte auch hier der dritte, und das war in diesem Falle der edle Ritter. Er rutschte solange auf seinen Knien herum und bat so gottsjämmerlich um Pardon, versprach den Eggerscheidtern das Blaue vom Himmel, vor allem aber, daß er ihnen, wenn sie ihn am Leben ließen, zu Ehre Gottes eine schöne Kapelle erbauen wolle.

So ließen sie ihn denn leben; er ging in sich, weil ihm nichts anderes übrig blieb, und so wurde die Kapelle erbaut, deren Fundamente man unweit des heutigen Brandspritzenhauses gefunden hat. So kamen die Eggerscheidter zu ihrem „Dom“.

Die ausgebombten Eulen aber, die sonst im Wehrturm der Raubburg der Gräfensteiner gehaust hatten, bezogen Ausweichquartiere in den alten Kalksteinbrüchen unweit der heutigen „Eule“, die so zu ihrem Namen kam; und wenn Ihr's mir nicht glauben wollt, so kann ich Euch nicht helfen.

Die alte Burg aber ist später wieder aufgebaut worden. Sie hat mehrmals den Besitzer gewechselt, bis dann die Grafen von Spee sie an einen auswärtigen Architekten verkauften. Der Hof wird heute von dem Bauer W. Esser bewirtschaftet.

D. van Hees

Entlang der Corniche des Atlantik

von Uffz. Wolf von Niebelschütz, Hösel

Nichts kündigt die Nähe des Meeres an. Das Land zwischen Rouen und Pont-Audemar vertritt einen gewissen melodischen Schwung, ein Land der Wiesen und des Korns, wogendes Graugrün von Halmen, über denen die Luft flimmert. Das Auge schließt sich vor solchem Zuviel an Licht und öffnet sich doch sogleich aufs Neue, um nichts zu verlieren. Alles wogt, auch die Erde wellt sich dahin, in die Nähe, in die Weite. Kleine Täler betten sich dazwischen, beherbergen ein Dorf, einen kleinen Fluß, und drüben am jenseitigen Hang klimmt die Straße wieder hinauf, mit Waldstücken und satten Buchenlaub gerahmt, ein weißgraues Band von schmerzender Helle, gerändert von den saftigen Gräsern der Raine, in denen die Welt der kleinen Tiere — Schnecken, Eidechsen, plebejische Unken — ihr Wesen treibt. Auch die feurröckigen Franzosen vergnügen sich mit behenden Liebesspielen, und jetzt, in Frankreich, fragt man sich vergebens, warum man als Kind diese unschuldigen Kerbtiere Franzosen nannte, warum gar mit Mißfallen betrachtete.



Will das Meer noch nicht kommen, das Land sich noch nicht senken? Es heißt Geduld haben. Und hat man Geduld, so wird man unversehens belohnt durch eines oder zwei jener schlichten, windschiefen, altersgrauen, strohgedeckten und vermoosten Häuschen, die sich so unendlich bescheiden und doch so liebenswert hinter den Wegrand kauern, eine wahre Labsal nach all dem stolzen Villenzierat, in den der Franzose seinen Ehrgeiz setzt. Sieh an, denkt sich der Reisende, hier bin ich in Friesland, obwohl es das Calvados ist; es könnte nun „Karolinensiel“ am nächsten Dorfschild stehen oder sonst etwas, und ich würde mich nicht verwundern. Es scheint just so, als ob nun das Meer nahe wäre. Und plötzlich, von einer Höhe sich hinabwindend, in ein neues Tal, zeigt die Spitze des Kühlers in ein dunstiges Nichts. Ja, dort unten liegt es, das Meer mit seinem alten Geheimnis, das den Menschen so seltsam anspricht, ohne ihn zu meinen. In Wirklichkeit ist es noch die Seine-Bucht, und in Wirklichkeit meint die See garnichts, nur sich selbst.

Es herrscht gehendes Wasser. Die Ebbe hat den kleinen Hafen von Honfleur leeresogen, in den niedlichen Bassins, die noch keinen Ozeandampfer in sich aufnehmen, liegt kniehohes Schlick, vom Winde leicht geriffelt, und strömt jenen fauligen, beherzten Geruch aus, den ich an keiner Küste missen mag: es riecht nach Seetang, der den Anschluß an die weichenden Gewässer verlor, und nach Muscheln, auf denen die Sonne unheilvoll gebrütet hat. Schaluppen ohne Segel räkeln sich faul in ihrer erzwungenen Untätigkeit, die Stadt ist erfüllt von der Gelassenheit des Bummels. Ich werde heute nicht mehr in Deauville baden können, die Flut wird mir die Freude nicht machen, sich sonderlich zu beeilen. Freude? Du lieber Gott: alles gibt hier Freude, jedes auf seine Art. Ein hübscher Wehrturm aus der alten Zeit birgt einen Hauch des Schönen; ein schlankes Mädchen von siebzehn Lenzen, das an der Balustrade eines Cafés lehnt, zaubert mir durch bloßes Dasein eine freundliche Vision; ein Ochsenkarren, der die Straße hinaufschwankt, erzählt von den weinbestandenen Ufern des Mains, von vergangenen Sommern. Man muß nur träumen können, und alles ist licht.

So schwebte ich an der Corniche des Atlantik entlang, über die Straße „Trouville par la mer“, die man mir als eine der schönsten hienieden gerühmt hat. Übertrieben wie alle derartigen Urteile, aber gleichwohl sehr schön. Der Abend steht tief und golden in den Pappelalleen, kleine Villen streuen sich malerisch dazwischen, hin und wieder blickt das unendlich ruhige Meer herein, von Sonne tausendfach überglitzert. Ich wähne mich am Starnberger See, mittwegs zwischen Leani und Ammerland. Gut, daß man dennoch weiß: es ist das Calvados, das hier träumt, der Atlantik, der hier schläft.

Endlich Trouville, ein graues Städtchen schon etwas an Jahren, in harmonischer Ehe mit dem mondäneren Deauville. Sie blicken sich über das verschlickte Hafenbecken der Touquets gleichgültig an, zwei Eheleute, die sich kennen. Diese Kurorte in aller Welt bewahren noch eine Art Korpsgeist unter sich, sie tragen gleichsam ein unsichtbares Monokel, sind vornehm von Geburt, leben standesgemäß und lieben eine gewisse Distance. Man erkennt sie an der Form ihrer Hotels, an den Terrassen ihrer Casinos, an dem Pomp ihrer Villen, der Gepflegtheit ihrer Alleen und Kurparke, so wie man Leute, die etwas auf sich halten, an dem Schnitt ihrer Anzüge oder ihres Schnurrbartes erkennt. Absolute Korrektheit ist ihnen anerzogen, und um keinen Preis möchten sie ein Herz zeigen. Diese Kurorte haben alle eine etwas müde, leicht gelangweilte Stimme und möchten uns weismachen, das Leben sei nur wert, gelebt zu werden, wenn man es zwischen Strand, Tennisplatz und Golfklub verbringt. Die Silberpappeln und Akazien, die in mein nächtliches Fenster hineinflüstern, reden eine andere Sprache, den reinen, klaren Laut kindlicher Unberührtheit, übertoll von Ahnungen und verborgenen Reizen. Das Meer rauscht in meine Träume.

Der nächste Morgen zeigt eitel Kälte und Nebel, alles ertrinkt in seltsam farbigen Grau, aber darüber brütet schon die Sonne, und gegen Mittag schwebt der ganze Flaus in dicken Wattedäusen von dannen. Ich vergnüge mich in Villers-sur-mer, einem Ort, der noch Intimes kennt, und verliebe mich einmal in die See. Was hat sie aber auch für ein liebenswürdiges Gesicht heute! Ihr sonst so wildes Gebaren liegt unter einer wundervollen Glätte verborgen. Sie ladet mich ein zu baden und lächelt dabei so süß, daß ich unmöglich widerstehen kann. Einer alten Regel gehorchend, daß man erst glühen soll, ehe man sich dem Element anvertraut, brate ich meinen Adam eine Stunde lang im Sande. Wenn ich die Augen öffne, ist der Himmel schwarz und voll reizender Sterne. Es fällt mir auf, daß es hier keine Möven gibt. Vielleicht ist ihnen bedeutet worden, daß man hiesigen Ortes Wert darauf legt, von ihrem geräuschvollen Gezänk Abstand zu nehmen. Inzwischen ist die Flut ganz gegenwärtig — mit langen Wellen, die sich majestätisch emporwölben und an den Molenköpfen glitzernd zerrauschen. Ein graublauer Flor von äußerster Durchsichtigkeit liegt über der Bucht, an deren nördlichem Horizont, ein zarter Strich Weiß auf der Wasserlinie, die Kreidefelsen von Le Havre in der flimmernden Luft kaum merklich zu tanzen scheinen.

Ja, ich liebe das Meer. Ich liebe es, weil es Geheimnisse hat und sich hin und wieder die Freiheit nimmt, wild zu sein, ohne viel nach den Menschen zu fragen. Ich schwimme weit hinaus, an einen Satz von Hamsun denkend: Jung sein, auf der Woge reiten! Je weiter draußen, je schwieriger wird es, sich auf ihr zu halten. Sie wandelt auf mich zu, ich schwimme einen wässrigen Berg hinan, und will ich einen neugierigen Blick über seinen Gipfel werfen, eines wiegenden Wellentales gewärtig, so ist schon ein zweiter heran, der sich ein Vergnügen daraus macht, mir statt einer Prise Luft ein Glas konzentrierter Salzlösung in den Mund zu schütten. Die zahme Nordsee ist, was das Salz angeht, ein schüchternes Waisemädchen gegen meine atlantische Geliebte. Hinterdrein liege ich weiter im Sande bei angeschwemmten Plancken, Tintenfischen und allerlei Unrat, mit seligen Augen das einzigartige Halbrund der Steilküste genießend die sich von Houlgate über den Höhenrücken bei Trouville nach dem Havre hinüberzieht, ein Bogen von feinsten Zeichnung, wie mit dem Silbergriffel gezogen und unendlich sparsam koloriert mit einer Skala von allerduftigsten Tönen. Der Nachmittag sinkt und nimmt eine warme, tiefe Färbung von Gold an. Nichts Reineres gibt es, außer dem Lächeln des Glückes bei einem geliebten Wesen, als Sonnenglanz auf See.



POSITION »K« von M.-Obgefr. Hejo Hünnebeck, Hösel

Datum. Unsere Boote haben den Auftrag, hinter den eigenen Minensperren Sperre zu fahren und die Sperren selbst zu sichern.

Datum. Erstes Auslaufen auf Position mit vier Booten hinter T. 15 Uhr erster Alarm und erstes Schießen. Die Bedienungen zum Teil etwas verwirrt, man merkt, daß viele heute zum erstenmal scharfes Schießen mitmachen. Um 15 Uhr fliegen auf 7 km Entfernung vier Jäger unseren Verband an, drehen aber schon bei den ersten Schüssen ab.

Datum. Schon um 5 Uhr reißt uns die Alarmpfote hoch. Die erste Welle, vier Bomber und vier Jäger greifen an; sie kommen sehr stur heran, und ich kann alle sehr gut im Visier halten. Dem spät, aber dafür doppelt heftig einsetzenden Feuer fällt der erste Bomber zum Opfer. Unter unserem Jubelgeschrei schmiert er langsam qualmend ab. Wir hatten gerade etwas gegessen, als vier Bomber im Sturzflug aus den Wolken herausstoßen. Die Schüsse von uns liegen sofort sehr gut, nicht minder schlecht die Bomben. Aber wir haben mächtiges Glück. Zwei Bomben scheinen mir geradezu ins Visier zu fliegen und werden immer größer, so daß ich die Augen für kurze Zeit aus dem Visier reißen muß, um die Wirklichkeit zu sehen. Ich sehe sie schon im Geiste an Oberdeck krepieren. Doch sie zischen höchstens zehn Meter neben dem Geschütz als Blindgänger in den Bach. Alles hatte umsonst flach gelegen. Um 9 Uhr laufen wir zur Munitionsergänzung K. an und kehren dann mit dem Munitionsprahm zu den anderen Booten nach T. zurück.

Die Nacht ist sehr lebhaft; querab Steuerbord um 02,10 eine mächtige Detonation. Wir erhalten später Meldung, daß ein russisches Torpedoboot auf eine Mine gelaufen und gesunken ist. Laufend tasten die Scheinwerfer von T., S. und L. die Wasseroberfläche ab.

Datum. Starker Regen und hohe See. Ein wüstes Geschlingere und Gestampfe. Um 5 Uhr kommen 18 Bomber und 5 Jäger von denen sieben Maschinen unser Boot angreifen, das jetzt als Führerboot fährt. Ueber 30 Bomben gehen rechts und links von uns ins Wasser. Wir halten immer mitten in die Meute, während unser Alter wie der Teufel durch den Bombensegen fährt. Das Schießen wird durch die dauernde Schräglage verdammt erschwert. Trotzdem holen wir wieder einen herunter, der steil in den Bach geht, um sofort unter unserem Jubel zu versinken.

Datum. Der kommende Tag ist selten ruhig. Es ist schon Nachmittag nach Dienstausscheiden, und wir von der Freiwache stehen auf dem Achterdeck und klöhnen bei strahlender Sonne. Plötzlich ein Pfeifen, und gleich darauf das altbekannte rrruch, rrruch, rrruch. Im ersten Schreck liegen wir alle flach. Ich komme scheinbar als erster wieder zu vernünftigen Denken und springe auf die Geschützplattform in den Richtsitz, um die Maschine anzurichten. Inzwischen ist auch ein zweiter und der Geschützführer oben. Der Schuß kracht. Zwölf I.L.2 hatten uns, ohne gesehen zu werden, aus der Sonne angegriffen. Die Bomben lagen zwanzig Meter ab, gefährlich nahe! Am Aufbaudeck ist manches Loch, aber keiner ist verwundet. Doch sonst haben wir heute seltenes Pech. Beim nächsten Angriff bricht schon beim ersten Schuß die Auszieherkralle. Fieberhaft arbeitend beseitigen wir die Störung, und nach 45 Sekunden donnert das Geschütz schon wieder los. Da! — Schon wieder Störung. Die Hülse wird nicht ausgeworfen, klemmt. Uns läuft der Schweiß in hellen Strömen herunter, so arbeiten wir. Mit einem Kameraden frei auf einer Otter des Achterdecks stehend, stoße ich nach vieler Mühe die Hülse mit dem Wischer aus, während die Flugzeuge schon wieder heran sind und die Bomben krachen. Doch auch diesmal geht alles gut; aber als wir wieder am Geschütz sind, ist der Pulk verschwunden. Durch Funk erhalten wir Bericht, daß eine der Maschinen des zweiten Angriffes hinter T. in den Bach mußte. Wieder einer weniger!

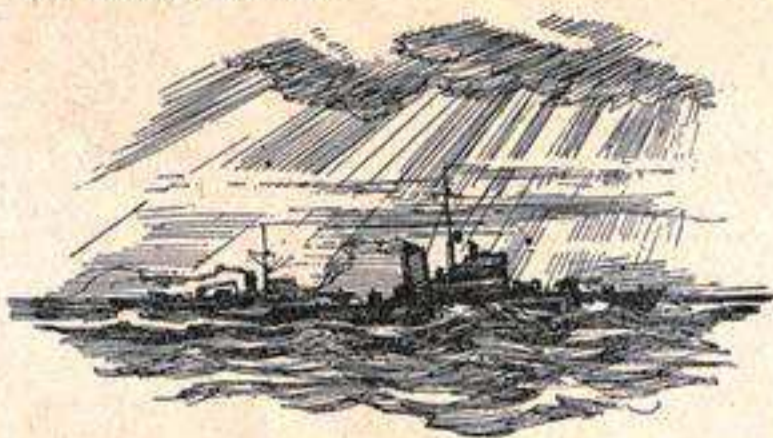
Datum. Es ist Sonntag. Genau beim Mittagessen, wir sind schon beim sonntäglichen Pudding angelangt, reißt uns das Schrillen der Alarmpfote hoch! Fünf Bomber und drei Jäger greifen an. Alles rollt wie gewöhnlich, aber der heutige Sonntag sollte noch heiß werden. Bis 4 Uhr greift der Russe in laufenden Wellen an, dann folgt der schwerste Angriff. Zwölf I.L.2 hängen am Himmel, und wieder klemmt eine Hülse. Wieder arbeiten wir so schnell es geht, und bekommen auch noch elf Schuß heraus, und wieder liegen die Bomben verflucht nah. Gleich darauf folgt der nächste Angriff. Diesmal sind es neun I.L.2. Unsere Pechsträhne reißt überhaupt nicht mehr ab. Schon beim ersten Schuß bricht das Sperrblatt an unserem Geschütz. Das be-

deutet: sobald die Granate im Rohr ist, geht der Schuß von alleine los, und das Bodenstück saust im gleichen Augenblick zurück. Das Laden ist damit lebensgefährlich. Zwei Ladenummern können gerade noch ausweichen, da erreicht es den dritten. Bei starker Rohrerhöhung saust das schwere Bodenstück mit einem Druck von 22 Tonnen auf sein schräggelagertes Bein. Ohne einen Laut und mit einem dreimal gesplittert gebrochenen Bein sinkt er zusammen. Er hat ungeheure Schmerzen, und wir tragen ihn unter Deck. Kaum sind wir oben, kommt auch schon der nächste Angriff. Wir können einen Schuß herausbringen, und dabei bricht die Feder. Jetzt können wir weiter nichts mehr tun, als uns hinter das Geschütz flach legen, denn ohne längere Arbeit ist dieser Schaden nicht zu beheben. Es steht schlecht, sehr schlecht! Zwei unserer Boote haben Bombentreffer und sind nicht mehr voll einsatzfähig, und wir, das letzte klare Boot, hat nur noch ein Geschütz. Die Flugzeuge kommen näher und näher und greifen selbstverständlich, da das Feuer nur noch sehr schwach ist, unser Boot als das einzige, das noch heil ist, an. Da, kurz vor Abwurfentfernung schweigt auch unser erstes und einziges Geschütz. Hülsenklemmer! Somit schießt keine 10,5 cm mehr, und nun hängt alles von den Manövern des Alten ab. Die Bomben fallen genau auf uns zu. Er weicht hart backbord aus, sonst hätten sie unfehlbar gesessen. Gleich darauf legt sich das Boot hart nach Steuerbord, während die Bomben krachen, die Splitter über uns wegzischen und die Gischfontänen über dem Boot zusammenschlagen. Alles fliegt wie verrückt durcheinander. Doch der liebe Gott hält seinen Daumen dazwischen. In wüstem Hin und Her geht es durch, schafft es unser Kommandant, und wir kommen ohne einen Verletzten heraus.

Datum. Nach ruhiger Nacht wird dieser Tag der bisher anstrengendste. Er beginnt für mich um 04,00 mit Wache bis 8 Uhr. Bis dahin können wir drei Treibminen abschießen. Es ist 8,30, wir sind noch nach der Nachtwache beim Waschen und Essen, da geht der Zauber schon los, um von da ab nicht mehr abzubrechen. Der Kampf geht durch bis zum letzten Angriff um 15,30 Uhr. Ich habe nur die fünf schwersten Angriffe notiert. 8,30 Uhr: neun Maschinen. Alles klappt herrlich, und schon bei diesem Angriff geht der erste in den Bach. 9,30 Uhr: acht Flugzeuge. Die Bomben fallen in Bündeln, aber alles geht klar. — Dann kommt der schwerste Angriff: sechzehn I.L.2 fallen über uns her, die Boote sind verdeckt von den Fontänen der fallenden Bomben, Splitter schlagen ein. An der Vierling, hart hinter uns, werden vier Mann auf dem Stand des I.W.O schwer verwundet; der Kommandant übernimmt die Feuerleitung. Am Bug haben Splitter fünfzehn bis zwanzig Löcher gerissen, der Funkraum ist beschädigt, die Brücke hat Einschläge, und das Schutzschild unserer Kanone ist von einem 2-cm-Panzergeschöß durchschlagen, aber von uns ist niemand getroffen. Wir haben allerhand mitbekommen, und der Munitionsverbrauch war hoch. Doch sie haben es zahlen müssen: zwei I.L.2 gingen wieder zu den Fischen. Laufend werden wir angegriffen. Ich bin eben dabei, die letzten Schüsse zu schärfen, da knallt es schon wieder. Wir sind gerade auf dem Weg nach K. und stehen im Augenblick vor H., als uns schon wieder zehn Maschinen angreifen. Es scheint heute kein Ende zu nehmen. Wir schießen was das Zeug hält; das Rohr dampft und das Fett läuft aus allen Fugen und Ritzen. Da kracht es hart neben uns, ich höre die Splitter zischen, und zwei von uns werden getroffen. Für einen Augenblick gehe ich in die Knie, denn ein Splitter ging durch meine Hose und riß mir durch die ungeheure Wucht für einen Augenblick die Beine unter dem Leib weg. Ueberall am Geschütz sind jetzt Löcher von Bombensplintern und Bordbeschuß, und immer noch rollen die Angriffe weiter. Wir müssen jetzt sparen, und haben die letzte Munition heraufgeholt. Alles liegt voll von Hülsen. Wir sehen aus wie Wilde, schwarz im Gesicht, die Finger brennen von den heißen Hülsen. Die Stimmung ist fabelhaft, und verschwitzt und verdreht suchen wir schon wieder nach den nächsten Maschinen. Und sie kommen: Da stürzen schon wieder fünf Stück aus den Wolken, doch sie bekommen im gleichen Augenblick Feuer, und plötzlich schreit alles auf, denn die linke Maschine geht mit einer Riesenrauchfahne ins Wasser. Das war die vierte am heutigen Tag. — Nun wird's mulmig! Wir haben höchstens noch für einen Angriff Munition. Um das Quantum etwas zu strecken, holen wir ein paar Leuchtgranaten, um sie einzuschieben. Na, die werden sich wundern, und wirklich, wir sind schon in den Schären, greifen sie uns nochmal an. Wir hauen die letzten Granaten ins heiße Rohr.

Ich lade zwei Leuchtgranaten, und wie Kometen zischen sie in den Sonnenhimmel, und sinken, nachdem sie den Flugzeugen vor der Nase explodiert sind, langsam brennend zu Wasser. Weiß Gott, was die Russen gedacht haben mögen, vielleicht eine neue Waffe? Auf den anderen Booten schrien sie, nichts ahnend: Abschluß, Abschluß! — Doch für heute war es der letzte Angriff; es ist kurz vor 16 Uhr, und es geht nun schon an die zwölf Stunden in einer Tour durch; aber erst um 21 Uhr bekommen wir Ruhe. Bis dahin arbeiten wir noch wie die Pferde: die Verwundeten werden abgegeben, und die Schäden müssen ausgebessert werden. Endlich, um 20 Uhr haben wir alles hinter uns. Doch ausscheiden? — Von wegen!! Durch die Ausfälle der Verwundeten müssen die Nummern an den Geschützen neu einexerziert werden, denn auf jeden Fall müssen wir wieder klar sein! Also: von 20—21 Uhr Geschützexerzieren. Dann essen wir schnell etwas herunter, um endlich todmüde, wir fallen über unsere

eigenen Beine, aber zufrieden wie nie, in die Kojen zu fallen und schlafen, schlafen.



EINZUG IN HÖSEL

von Werner Oellers

Ich hatte beschlossen, mich seßhaft zu machen. „Des Alleinseins müde“, wie es in den Zeitungen so schön heißt, und schon jenes Menschen hinlänglich versichert, der auch seiner bisherigen Daseinsweise überdrüssig war, wollte ich ein häusliches, sozusagen ordentliches Leben anfangen. Wir träumten (weil der liebe Gott in solchen Lebensabschnitten das Träumen vor das Denken gesetzt hat) von einem Häuschen zwischen Wald und Feld und einigen Bergen, um das zur Sommerszeit das Getreide wogt und die Vögel auf den Büschen in die offenen Fenster hineinsingen, in dem man zur Winterszeit in der warmen Geborgenheit der Stube den Sturm brausen und an den Schindeln zerren hört, um das rundherum der Schnee stilles, schlafendes Land mit weißem Mantel bedeckt. Von so etwas träumten wir. Als ich das erstemal am Bahnhof ausstieg, wußte ich von Hösel nicht mehr als den Namen, und daß auf der Eggerscheidter Straße eine Etagenwohnung zu vermieten sei. Es war an einem Sonntag im März, und es regnete in Strömen, als habe die Höseler Feuerwehr damals schon eine Motorspritze besessen und die dicksten ihrer Strahlen auf das unschuldige Haupt dessen gelenkt, der es wagen wollte, zuzuziehen. Ich fand diesen Empfang wenig freundlich und flüchtete in ein Asyl, das sich mir an einer Straßenecke durch die Wasserschwalle hindurch verschwommen als Cafe darbot. Der Wirt, dessen Gleichmut angesichts der verregneten Kuchen und Torten ich bewunderte, trug eine Strickweste und auf dem rundlichen Kopf eine Mütze, die er auch während unserer Unterhaltung nicht abnahm. Von dieser beharrlich seßhaften Mütze wurde mir ganz heimlich zumute, und schon nach wenigen Sätzen fand ich meine Vermutung bestätigt, daß der Mann vom Niederrhein stammte, woher ich selber kam. Indessen ließ ich mir nicht in die Karten gucken, denn ich hatte genugsam erfahren, daß es nichts schaden kann, wenn man sich mit einem kleinen Geheimnis umgibt, das mit allem andern auch all das sorglich umhüllt, was an eigener Kleinheit und Armseligkeit umhüllenswert ist.

So zog ich also, als der Regen nachließ, die lange Allee hinauf und bemühte mich, mir die in märzlicher Nässe schwimmende Straße besonnt und heiter vorzustellen. Damals war in Hösel noch einiges anders als heute, die Waldstraße ein Pfad, die Sachsenstraße ein Stück Feld, die Post residierte in zwei Stuben neben dem besagten Cafe, der alte Bauer Konen wirtschaftete noch auf Groß-Eickelscheidt, vom Höseler Hof ging nicht einmal einen Ahnen um, so wenig wie von der neuen Gemeinschaftsschule oder gar vom Kriegerdenkmal, das später, auf diese und auf jene Weise, soviel Gesprächsstoff hergeben sollte. Aber die evangelische Kirche erhob sich schon, stattlich, würdig und in gefälligen Maßen, auf ihrer luftigen Höhe.

Hier war es nun an der Zeit, ein wenig aufzuatmen, denn nicht ohne Bedrückung hatte ich im Gehen an die häufigen Wege zur Post und zur Bahn denken müssen, die uns erwarteten, und der nun dörfliche Charakter des oberen Hösel tat das Seine, mich, der ich selber dörflichen Charakters bin, wieder zu erwärmen. Auch sprach das Haus, in dem wir nisten wir gesonnen waren, mich herzlich an, es lag neben dem katholischen Kirchlein frei in einem Garten, der Sonne und den Winden weit aufgetan, und wenn mir auch in den Räumen der verlassenen Wohnung, in der nur noch einzelne Nägel und Haken beziehungslos aus den kahlen Wänden schauten — wie bei einem Menschen, der nichts als ein Kragenknöpfchen an seinem Leibe trägt, dachte

ich — ein wenig Angst wurde vor allem, was noch nötig sein würde, so tat ich doch herzlich den entscheidenden Schritt, machte mit dem Hausbesitzer einen feierlichen Vertrag und zog wieder mit gemischten Gefühlen von dannen, gemischt vor allem angesichts der Frage, was der andere Teil zu meiner Wahl sagen würde. Denn der andere Teil, aus einem Ort preiswürdiger Reblagen an der Grenze von Ober- und Mittelrhein, sollte erst 2 Monate später, an einem sonnigen Maientag unter den frischbegrüntem Linden, gemeinsam mit mir den Weg vom unteren zum oberen Hösel machen, jenen Weg, der mit seiner mählichen Steigung die oberen Höseler geradezu zwingt, auf die unteren herabzusehen (was aber keinesfalls herabsetzend gemeint ist oder sogar daher rührt, daß die unteren und mittleren Höseler meist zugezogene Leute sind). Nun, wir selbst hatten vorherhand oben unsern Platz und hatten genug zu tun, uns um uns selber zu kümmern und uns einzurichten. Schritt um Schritt kamen wir vorwärts, jeden Abend bestaunten wir das wachsende Werk, alles wurde traulich und freundlich, und in dem Maße, in dem sich hierhin und dorthin Fäden anspannen, zu den Nachbarn, den Bauern und Geschäftsleuten, dem Briefträger und dem Brötchenjungen, dem Milchmann und den Gemüseleuten, die damals noch mit ihrem Wagen aus Ratingen kamen und zweimal wöchentlich (oder war's dreimal, Herr Wassenberg?) vor unserm Hause die Handglocke schwingen, in demselben Maße regten sich die ersten Spuren von Heimgefühl. Wir hatten aus unsern Fenstern die schönsten Ausblicke auf Wald und Feld, auf ein paar Bauernhöfe mit sauberem, schwarzweißem Fachwerk, vor allem auf die geruhliche, friedliche Dorfstraße, auf den „Anker“ (unserer Hoffnung) zur Linken, auf den „Stern“ (unserer Sehnsucht) zur Rechten, dazwischen das „Schlößchen“ und die Boltenburg, vor allem auf die mächtige alte Kastanie, die beim Schreiner Weber ihre riesige Krone wie einen Triumphbogen über den Weg hängt. Von der Schule drang in den Pausen das Schreien und Johlen der Kinder zu uns her, und jeden Morgen, wenn nur die Sonne schien, hörte ich von meinem Arbeitsplatz am Fenster zu bald gewöhnter Stunde das gleichmäßige Tapp-Tapp von Schritten, die sich näherten und unter mir anhielten. Es war der alte Otterbeck, der dort unten stand und mir mit seinem Gehstock einen Morgengruß heraufwinkte, ein paar Worte vom Wetter sprach und ob mir die Arbeit gut von der Hand ginge, um dann mit gebeugtem Rücken über die hallende Straße weiterzustapfen und in der Boltenburg beim alten Stinshoff einen Klaren zu trinken. Als dann, einige Jahre später, die lieb gewordenen Schritte verstummten und ich den alten Nachbarn von Fahrweg am Linneper Friedhof mitrug zur offenen Gruft, da wurde mir die Arbeit des Tagens arg sauer, und mir war, als wäre jeder Gruß, den wir gewechselt, als Bleiklumpchen in den Sarg gewandert.

Wieviel Särge, wieviel Wiegen, wieviel kleine, große und größte Schicksale hat es seitdem gegeben und gibt es noch! Aber inmitten des tobenden Orkans, der großen Bewährungsprobe, lebt das Dorf still und gesammelt, freilich in angespanntester Arbeit, seine Tage, und zum Zeichen seiner unerschütterlichen Ruhe trägt der Wirt im Cafe (der nicht genannt sein will) allen Zeitenstürmen zum Trotz sein munteres Käppchen über dem runden, freundlich lächelnden Gesicht, ein Käppchen, von dem neuerlich behauptet wird, daß es ein nagelneues sei.